
Jochen Schimmang

Adorno wohnt hier

nicht mehr

Erzählungen

Nautilus

Mia san mia.

Bayrische Vereinsweisheit

Identität ist die Urform von Ideologie.

Adorno, Negative Dialektik

Adorno wohnt hier nicht mehr

1

Die Einfahrt wie immer: die Stadt eine große Baustelle. Was wird gerade abgerissen, was wird neu gebaut. Von außen ist das nicht unmittelbar zu erkennen: Insiderwissen. Und wieder das Erstaunen darüber, dass gerade diese Stadt so leicht wiederzuerkennen, so unverwechselbar ist wie keine andere im Land. Eine Zeit lang musste man vom Hauptbahnhof zur Buchmesse durchgängig auf einem behelfsmäßigen Holztrottoir gehen. Ein wildes Stampfen und Trampeln jeweils nach der Ankunft eines neuen Zuges, die Literatur marschierte massenhaft, vereint und dröhnend dem Messeturm zu. Man sah wenig, wusste aber dennoch, wo man war, jeder Irrtum ausgeschlossen. Was ist die Reichstagskuppel gegen die hiesige Skyline, was sind die Zwillingstürme des Kölner Doms gegen die der Deutschen Bank.

Der Zug war pünktlich: nicht vergleichsweise, nicht beinahe, sondern auf die Minute, auf den Punkt, bei einer Fahrt von immerhin rund vier Stunden. Wann hatte ich das zum letzten Mal erlebt, ich wusste es nicht mehr. Auf dem Perron sofort die Wärme, die schon seit Wochen über dem Land lag, obwohl wir erst Anfang

Juni schrieben. Längst hatte ein großer Sommer begonnen, auch hier in der weichen, manchmal etwas fauligen Luft von Rhein-Main.

Das Schöne an einem Kopfbahnhof ist es, dass man sich kaum verfehlen kann. Wolf Učić stand am Ausgang des Perrons, einen Augenblick noch suchend, dann hoben wir beide im gleichen Moment die Hand, weil wir uns erkannt hatten, fast mühelos nach annähernd vierzig Jahren. Auf der Anfahrt hatte ich versucht, mich an unsere letzte Begegnung zu erinnern. Vermutlich war das auf dem Suhrkamp Taschenbuchfest gewesen, September 1981. War das in der Villa in der Siesmayerstraße, fragte ich Wolf jetzt. Er war sich nicht sicher. Jedenfalls wurden die auswärtigen Gäste vom Hotel mit einem Shuttlebus zur Villa gebracht. Auf dem Fest selbst, das ich dann vorzeitig verließ, um allein zu sein, kam ich meinem Verleger zum einzigen Mal in meinem Leben auf eine Entfernung von etwa zwanzig Meter nah. Näher ging nicht, er war abgeschirmt durch Martin Walser und Frau, die ihn den ganzen Abend nicht freigeben würden, vermutete ich. Niemanden an ihn heranließen, als wollten sie sagen, das ist unsere Generation, unser Verleger, was wollt ihr alle hier. Vielleicht suchten sie auch Schutz gegen die nachrückende Generation.

Es gab zehn Talkrunden auf dem Podium. In einer davon sprach Herr Rutschky mit Moderator Lodemann über die *Errungenschaften*, edition suhrkamp 1101, deren Klappentext später – das Buch erschien erst im Frühjahr darauf – mit den Sätzen beginnen würde: »Was schmerzlich fehlt, was misslungen ist und weiter in monströsen Ausmaßen misslingt, das bleibt

wichtig zu untersuchen. Aber wir wollten trotzdem einmal in der anderen Richtung forschen: welche *Er-rungenschaften* die letzten Jahre gebracht haben, Erfahrungen, die vom unglücklichen Bewusstsein nicht aufgelöst zu werden brauchen.« Herr Rutschky hatte auch später etwas gegen das unglückliche Bewusstsein und glaubte lieber an den Fortschritt.

Auf dem Fest trank ich zu viel und sprach mit kaum jemandem, nur mit Hums, der zwei Tage später in Urlaub fuhr, und mit Thomas B., einem Vertreter des Verlags für den Norden, der mir ein Jahr zuvor diese schöne Geschichte erzählt hatte. Gerade war er als Vertreter in Hamburg und sprach mit Felix Jud in dessen berühmter Buchhandlung, als ein Stammkunde das Geschäft betrat und sagte: »Ich schau mal, was es Neues gibt.« »Was«, rief Felix Jud, »neue Bücher wollen Sie haben? Ja, haben Sie denn die alten schon alle gelesen?«

Außerdem hörte ich auf dem Fest in der Siesmayerstraße, oder wo auch immer die Villa stand, noch eine Weile Bodo Kirchhoff zu, der in meiner Sicht- und Hörweite mit Karin Struck über Lust und Erotik sprach. Bodo hatte gerade einen Band mit Erzählungen veröffentlicht, die ich noch heute großartig finde. Das Buch trug den hinreißend zärtlichen Titel *Die Einsamkeit der Haut* und war beinahe ausnahmslos auf dem vergleichsweise kleinen Areal des Frankfurter Bahnhofsviertels angesiedelt. Insofern war sein Autor durchaus berechtigt, Karin Struck über die Lust zu belehren.

Dann sah ich niemanden mehr, mit dem ich sprechen wollte, und fuhr mit dem Taxi ins Hotel zurück, wieder einmal verblüfft, wie klein von der Fläche her

die Stadt Frankfurt am Main ist. So viel Energie, so viel Unruhe auf so kleinem Raum.

»Es war in einer Villa, aber vielleicht nicht in der, die du nennst«, sagte jetzt Wolf zu mir, als wir die Bahnhofshalle verlassen hatten und versuchten, die Kaiserstraße zu erreichen, ohne von einer Straßenbahn überfahren zu werden. Unausgesprochen waren wir beide erleichtert, dass wir sofort zu reden begonnen hatten und beinahe vierzig Jahre uns nicht ratlos und stumm gegeneinander gemacht hatten.

Wolf Učic ist der Autor eines einzigen Buches, suhrkamp taschenbuch 566. Er hatte im gleichen Jahr begonnen wie ich; ich war die Nummer 527, also ein paar Monate früher auf dem Markt, im Mai. Es gab noch andere neue Namen, alle von Hums betreut, der selbst noch nicht lange im Verlag arbeitete. Nach seinem ersten Buch hatte Wolf dann Gedichte geschrieben, die Hums nicht haben wollte und die hier und da verstreut erschienen, und dann, erzählte er, setzte sich das natürliche Leben durch; noch immer ist er zusammen mit der Frau, die am Ende seines Buches auftritt und alles umwirft. Sie leben zusammen und wohnen getrennt.

Im natürlichen Leben muss man Geld verdienen, als Dichter kann man das nicht. Dichter bekommen manchmal eine Pfründe, verwalten irgendeinen Nachlass eines verstorbenen Kollegen, haben eine Professur inne, sind vorübergehend *writer in residence* oder Stadtschreiber. Das alles glückt selten auf Basis eines einzigen Buches, der Betrieb müsste sich schon spontan verliebt haben in den Autor oder die Autorin. Das trifft nur Glückskinder, von denen manche später

grausam fallen gelassen werden, andere aber zeitlebens im Olymp bleiben.

Ein solches Glückskind war Wolf Učić nicht. Er wurde Logenschließer am Schauspiel Frankfurt und blieb dort fast dreißig Jahre lang bis zur Erreichung des Rentenalters, am Ende in leitender Position als Hausinspektor. Er koordinierte und teilte die Dienste ein. Gern hätte er noch weitergemacht, versicherte er mir, während wir auf die Commerzbank an der Gallusanlage zusteuernten, aber die Ruhestandsregelungen ließen das nicht zu. »Reich-Ranicki hat mich immer begrüßt und war sehr nett zu mir, wenn er ins Theater kam.«

Inzwischen hatten wir die Commerzbank erreicht, und gleich am Empfang sprach Wolf mit einer Kollegin. Weil er nicht länger am Schauspiel arbeiten darf, arbeitet er jetzt für ein Frankfurter Security-Unternehmen, das Banken, Firmen und Behörden bewacht. »Security kann man sogar als Achtzigjähriger noch machen, hat mein Chef gesagt, als ich anfing.«

»Wir stellen den Trolley nach hinten, und ich mache einen Vermerk dran«, sagte die Kollegin, »denn wenn ihr wiederkommt, bin ich schon abgelöst.« Was wäre, wenn ich in dem Trolley statt meiner Reisekleidung einen Sprengsatz hätte, dachte ich. Wie leicht es wäre, den hier zu deponieren, nur weil ich von einer offenbar vertrauenswürdigen Person begleitet werde. Auf der anderen Seite, worin bestünde der Sinn, ein Gebäude der Commerzbank in die Luft zu jagen. Oder die Zwillingstürme der Deutschen Bank. Oder das gesamte Bankenviertel. Das baut man hier in Windeseile wieder auf, höher, dichter, schöner.

Aktionismus ist regressiv. Im Bann jener Positivität, die längst zur Armatur der Ichschwäche rechnet, weigert er sich, die eigene Ohnmacht zu reflektieren.

Adornos Weg von zu Hause ins Institut damals führte ohnehin nicht direkt an der Skyline vorbei. Von den Fallwinden, die zwischen den Türmen ihr Unwesen treiben, blieb er verschont.

Mit freien Händen, nicht mehr das sonore Kollern des Trolleys auf dem Pflaster hinter mir, jenes Geräusch, das mir immer etwas peinlich ist, weil es die anderen Passanten belästigt und mich irrtümlich in die Phalanx der geschäftigen Macher, der rastlos Tätigen einreihet, mit freien Händen also betraten wir die *Neue Altstadt*; die war so neu, dass noch kaum einer sich dort niedergelassen hatte. Zwischen den nachgebauten und neu kolorierten Häusern bewegten sich ethnisch gruppenweise die Foto-Chronisten mit gezückten Smartphones.

Die neue Frankfurter Altstadt ist ein Anziehungspunkt für alle: Bewohner, Bürger und zahlreiche Gäste aus aller Welt treffen sich hier auf einen Kaffee, besuchen die zahlreichen Museen und individuellen Geschäfte und genießen das Altstadt-Flair im Herzen der Mainmetropole.

Wie schön. Doch *niemand, in dem noch etwas von der Erfahrung geschichtlicher Kontinuität überwintert, wird getreue Kopien bombenzerstörter Gebäude wie die des Würzburger Hauses Zum Falken ohne das Gefühl des Peinlichen wahrnehmen.* Dies Gefühl, dachte ich,

hätte sich bei Teddie angesichts des Altstadtnachbaus ins Unermessliche gesteigert.

2

Als ich zum ersten Mal in meinem Leben nach Frankfurt kam, im Frühjahr vor fünfzig Jahren, lebte Adorno noch, und niemand ahnte, dass er ein knappes halbes Jahr später tot sein würde. Die Zugfahrt aus dem deutschen Nordwesten ins Rhein-Main-Gebiet war damals weit beschwerlicher als heute, und ich erinnere mich, dass der Zug auf den Bahnhöfen von Orten mit Namen wie Werdohl und Finnentrop hielt. Nach Frankfurt war ich gekommen, um mir ein Zimmer zu suchen und wenige Wochen danach mein Studium zu beginnen, selbstverständlich bei Adorno.

Was mich gleich in den Bann schlug, als wir in die Stadt einfuhren, war ihre staunenswerte Hässlichkeit, die sich damals noch ganz nackt und ohne Scham zeigte und nicht so aufpoliert und selbstbewusst gestylt war wie später, als etwa das sogenannte Museumsufer entstand. An die einzelnen Stationen meiner missglückten Zimmersuche kann ich mich nicht mehr erinnern, nur daran, einigen griesgrämigen Maklerfiguren in winzigen Büros gegenübergesessen zu haben, die kleine Fische in der Immobilienbranche und deshalb sehr unglücklich waren. Aus nachher gerade lächerlichen Gründen bin ich dann zum Studieren nicht nach Frankfurt, sondern nach Westberlin gegangen, den anderen Pol der verebbenden Studentenrevolte. Bis heute glaube ich, alles, aber auch wirklich alles in meinem Leben wäre anders gekommen, hätte ich an Frankfurt festgehalten.

Nie wäre ich in meinem kryptokommunistischen Zirkel gelandet, nie hätte ich Stalins Schrift *Über historischen und dialektischen Materialismus* oder die *Geschichte der KPdSU (B). Kurzer Lehrgang* gelesen, und niemals wäre ich im disziplinierten Block auf Maidemonstrationen durch den Wedding oder andere bedrohliche Gegenden marschiert, wo die Berliner Arbeiterklasse aus geöffneten Fenstern auf uns herabschimpfte. Außerdem wäre in jedem Jahr meines Studiums der Frühling vier bis sechs Wochen früher in meine Stadt eingezogen als dort an der Mauer. Ich wäre aufrecht, helllichtig und ungebrochen pessimistisch geblieben wie Adorno und dabei viel glücklicher gewesen als in Westberlin. So aber blieb Frankfurt für mich die große, nicht genutzte Möglichkeit meines Lebens, und dafür habe ich die Stadt immer geliebt.

Auch Wolf Učic hat die Stadt immer geliebt, in die er als Säugling mit seinen Eltern aus Böhmen kurz nach dem Krieg eingewandert war; er liebte die Stadt sogar so sehr, dass er schließlich doch nicht nur der Autor eines einzigen Buches blieb, sondern vor wenigen Jahren ein Kinderbuch mit dem Titel *Woody bringt Kiko über die Skyline am Main und grüßt Goethe* veröffentlichte, das farbenfroh und lebenszugewandt illustriert ist und Kindern ab zehn oder elf die Stadt erklärt: *Die Nationalmannschaft feierte auf dem Römerbalkon ihre Turniersiege. Inzwischen sind am Brandenburger Tor die Siegesfeiern. Der freundliche Römer trägt im Gestein die Farbe des roten Mainsandes.*

Nachdem wir die *Neue Altstadt* mit ihren neu-alten Häusern, auch von ihnen sehr viele im Frankfurter Sandsteinrot leuchtend, hinter uns gelassen hatten,

saßen wir wenige Minuten später in einer großen Kantine für Mitarbeiter der Stadt Frankfurt. Ein solcher war Wolf Učić in seiner Eigenschaft als Logenschließer und später als Hausinspektor fast dreißig Jahre lang gewesen und hatte noch immer das Recht, in dieser Kantine zu essen, wann immer er wollte. Ein entsprechender Ausweis bescheinigte ihm das.

Die Kantine hatte sich schon weitgehend geleert, fortgeschrittene Mittagszeit, Aufbruch in den Arbeitsnachmittag. Versprengt noch Einzelne oder kleine Gruppen an den Tischen. Man sprach, soweit ich etwas aufschnappen konnte, über Dienstliches und die Hitze, jedoch nicht klagend, sondern in einem sachlich feststellenden Ton, und ich musste daran denken, wie viele Hitzetage ich selbst schon in Frankfurt am Main erlebt hatte und wie selbstverständlich ich eine solche Wetterlage mit der Stadt verband.

Deshalb verloren Wolf und ich auch kein Wort darüber, während wir unser sommerliches Mittagessen zu uns nahmen, sondern tasteten unsere Erinnerungen an die vergangenen Jahrzehnte ab, etwa daran, wie er mich einmal in Köln für ein oder zwei Tage besucht hatte und mir von seinem Vater erzählte, der Metzger gewesen war, »ich bin mit dem Geruch von Fleisch und Blut aufgewachsen«, sagte er damals, während ich in der Küche zwei wasserhaltige billige Schnitzel aus der Cellophanverpackung befreite. Er hatte die Coverentwürfe für sein noch nicht erschienenenes, noch nicht einmal ganz zu Ende geschriebenes Buch im Gepäck, die in den Farbtönen variierten. Als das Buch dann herauskam, schrieb er mir in mein Exemplar: »Jetzt ist das grün geworden, was damals, als ich bei dir in Köln war, verschiedene Farben hatte. Ab Seite 129 beginnt der

Text, den ich nach Köln schrieb. Auch das erste Kapitel (überarbeitet) gehört dazu.«

Während wir in Köln bei schönem Wetter durch den Volksgarten gegangen waren, hatte er mir von der Frankfurter Szene erzählt und davon, wie ein Autor des Verlages darüber nachdachte, welchen Skandal er inszenieren könne, um seine gut gestartete Karriere weiter auf einem vielversprechenden Kurs zu halten. Und er erzählte mir von einem Empfang in Unselds Haus in der Klettenbergstraße, kaltes Buffet natürlich inbegriffen, und von einem jungen österreichischen Autor, der schüchtern fragte: »Herr Dr. Unseld, darf ich mir hiervon was nehmen?« Ich war aufgrund meines Wohnorts nicht so nahe dran an unserem gemeinsamen Verlag, und Wolf ist unserem gemeinsamen Verleger bei mehreren Gelegenheiten viel näher gekommen als die zwanzig Meter, die ich auf dem Taschenbuchfest schaffte, er hat sicher sogar mit ihm gesprochen, auch wenn der Verleger sich vielleicht fragte, mit wem er da eigentlich sprach. Das war der natürliche Stand der Dinge, Frankfurt war die Literatur, Köln war die Kunst, dagegen war nichts einzuwenden.

Später hatten wir zweimal zusammen gelesen, waren gleichsam als Doppelpack gebucht worden, und ich erinnere mich, dass er sich bei den daran anschließenden Diskussionen beide Male etwas übergangen fühlen musste, weil seine erstklassig durchgearbeitete Erzählung nicht im gleichen Maße Identifikationsangebote machte wie mein Roman, der später sogar als *Kultbuch* und noch später als *legendär* bezeichnet wurde, obwohl ich es schon damals verabscheute, ein *Kultbuch* oder einen *legendären* Roman zu schreiben, und noch mehr hasste ich es und hasse es bis zum heutigen Tag,

Identifikationsangebote zu machen und gar zu *kom-*
munizieren, denn ich hatte mir damals schon Adornos
Satz gemerkt: *Kein Kunstwerk ist in Kategorien der Kom-*
munikation zu beschreiben und zu erklären. »Ihr Buch«,
hätte mein Verleger gesagt, »ist ja auch kein Kunst-
werk, aber wir machen es trotzdem.« Das hätte er zu
mir gesagt, wenn wir uns kennengelernt hätten; seinem
Angestellten Hums hat er es so oder so ähnlich gesagt.

Im Übrigen gilt heute wie damals, nie zwei oder
mehr Autoren auf eine Bühne zu setzen, um sie hin-
tereinander vorlesen zu lassen. Das ist für jeden von
uns eine entsetzliche Situation, die wir gewöhnlich mit
steinerner Miene zu überstehen versuchen.

»Damals dachte ich trotz allem«, sagte Wolf jetzt in der
städtischen Kantine zu mir, »jetzt haben wir angefan-
gen, jetzt geht es weiter, jetzt kommt mein zweites
Buch, und danach folgen weitere. Ich hatte keinen
Zweifel daran, so wenig wie bei dir oder Bodo oder
anderen, die Hums damals betreute. Das war doch ir-
gendwie eine Aufbruchszeit, eine neue Zeit, jetzt wa-
ren wir an der Reihe, so haben wir das damals emp-
funden«, sagte Wolf, und ich nickte zustimmend und
dachte dabei aber nicht an die Autoren des Verlags
und die bunten Reihen nach den maßgebenden Ent-
würfen von Willy Fleckhaus, die wirklich *Kult* und
Legende waren, sondern seltsamerweise an das Licht in
bestimmten Kölner Kneipen und an Kellner mit lan-
gen weißen Schürzen, an *New Wave* und an die Aus-
stellung *Westkunst*. »Aber die kleinen Skizzen und die
Gedichte, die ich als Nächstes schrieb, waren nicht das,
was Hums sich wünschte«, erzählte Wolf weiter, »und
zugleich wurde ich immer weiter in das natürliche

Leben verstrickt, und dann wurde meine erste Tochter geboren, und ich wurde Logenschließer und war als Schriftsteller gescheitert.«

Kaum war das letzte Wort ausgesprochen, war explodiert wie ein Sprengsatz in der Stille der nun fast leeren Kantine, als ich die Hände hob und zu protestieren begann, nicht um billigen Trost zu spenden, sondern weil der Autor eines einzigen gelungenen Buches nicht als Schriftsteller gescheitert sein kann. Sein Buch, das ich nicht lange vor dem Besuch noch einmal gelesen hatte, hatte keinerlei Patina angesetzt, ganz im Gegensatz zu vielen anderen Titeln aus jenen Jahren, mein eigenes eingeschlossen, und das sagte ich ihm. Aber Wolf hatte nicht sein Buch gemeint, sondern das Leben, das er hatte führen wollen, das *Schriftstellerleben*, von dem er eine bestimmte Vorstellung hatte und an dessen Stelle er dann ein anderes Leben geführt hatte. Nicht sein Buch sei gescheitert, sondern die Fortführung seines damals begonnenen Lebens, und das sage er ohne Bedauern, weil er mit dem Leben, das er stattdessen geführt habe, durchaus zufrieden sei. Aber ein Schriftstellerleben sei es eben nicht geworden.

Das Schriftstellerleben, das wir uns vielleicht alle erträumten, gebe es ohnehin nicht, versuchte ich zu erklären, weil es ständig im Streit liege mit dem sogenannten natürlichen Leben, und dass der Schriftsteller zusätzlich noch im ständigen Streit liege zwischen dem, was er wolle, und dem, was am Ende dabei herauskomme, und auf diese Art gleichsam über ein doppeltes unglückliches Bewusstsein verfüge, weil ihm weder sein Leben noch seine Bücher so gelängen, wie er es sich anfangs ausgemalt habe. »Zum Beispiel damals«, sagte ich, »als ich zum ersten Mal den Verlag betrat.«

Meine wirkliche Ankunft in Frankfurt am Main, meine Initiation gewissermaßen, fand im Sommer 1976 statt, als ich zum ersten Mal den Verlag in der Lindenstraße aufsuchte. Im Herbst davor hatte ich, ohne jeden vermittelnden Kontakt, also als Blindversuch und Probestück, ein paar Texte dorthin geschickt, und Hums, der ein halbes Jahr zuvor als Lektor angefangen hatte, hatte mir geschrieben, wenn ich mal in der Nähe sei, solle ich mich melden. Dass ich eine Antwort bekam und dass diese nicht ablehnend war, freute mich zwar, wunderte mich aber andererseits gar nicht, weil ich noch keine Ahnung hatte, wie es zugeht in diesem Metier, und weil überhaupt für mich nur dieser Verlag in Frage kam, schon wegen der Fleckhaus-Umschläge. Von diesem schönen Wahn getragen, machte ich mich nach einem Besuch bei meinen Eltern in Wiesbaden auf den kurzen Weg, und schon als ich vom Frankfurter Hauptbahnhof, von einem Stadtplan geführt, den Weg ins Westend ging, in dem der Häuserkampf längst zum Erliegen gekommen war, verwandelte meine Fernliebe zu dieser Stadt, verwandelte Frankfurt als Wille und Vorstellung sich endlich in eine Liebe aus Fleisch und Blut. Aus Stein und Glas, aus Geld und Geist.

Schließlich öffnete ich die Tür zum vierstöckigen Glashaus in der Lindenstraße und sah, noch bevor die Dame an der Rezeption mich begrüßen konnte, auf die Porträtgalerie der berühmten Suhrkamp-Autoren, die als Fotowand alle Ankommenden empfangen, gleich, ob sie täglich hier ein- und ausgingen oder zum ersten Mal das lichte Foyer betraten wie ich. Ich sei mit

Hums verabredet, sagte ich der Dame in der Rezeption, nannte meinen Namen, und sie rief an. Wenige Minuten danach war Hums unten, eine zierliche Person mit einer kleinen Brille und einem lebhafteren Blick, der meinem nicht auswich, und führte mich zum Fahrstuhl.

Die beiden beeindruckendsten Bilder, die sich mir bis heute von meiner Ankunft im Zentrum der deutschen Gegenwartsliteratur erhalten haben, standen im harten Kontrast zu den Vorstellungen, die ich mir davon gemacht hatte, und zu diesem Kontrast trug ich vor allem selbst bei. Ich hatte auf meine kleine Reise wie immer etwas zu lesen mitgenommen, ein Buch und vielleicht auch eine Zeitung, und beides trug ich nicht wie heute üblich im eleganten Stadtrucksack bei mir, sondern in einer Plastiktüte von Kaiser's Kaffeegeschäft, die in der Küche der elterlichen Wohnung gerade zur Hand gewesen war. Mein erster Besuch im Hause Suhrkamp erfolgte tatsächlich mit einer Plastiktüte in der rechten Hand, doch dies schien weder Ernst Bloch noch Bert Brecht, weder Uwe Johnson noch Hans Magnus Enzensberger zu stören, die von der Fotowand indifferent auf mich herabsahen.

Die zweite Irritation war das Büro von Hums. Mein künftiger Lektor hauste in einem handtuchschmalen Verschlag, in dem wirklich nur maximal zwei Personen einander gegenüber sitzen konnten und auf dessen Fußboden sich die Bücher und Manuskripte stapelten. Es sah hier eigentlich ebenso aus wie in den miesen kleinen Maklerbüros, die ich einige Jahre zuvor bei meiner folgenlosen Zimmersuche aufgesucht hatte. Natürlich beeindruckte mich auch die schiere Menge der gestapelten Manuskripte, die den Raum noch

enger machten, und ich malte mir einen Augenblick lang aus, wie sie immer mehr zunehmen und Hums schließlich einmauern würden. Ich versuchte mir vorzustellen, wie viele Papiersäulen noch in all den anderen Büros neben, über und unter uns verborgen waren, wunderte mich aber nach wie vor nicht darüber, dass es meine dreißig oder vierzig Seiten, die ich hierhin geschickt hatte, geschafft hatten, aus dieser Masse ans Tageslicht zu kommen und die freundliche Aufmerksamkeit von Hums zu wecken. Diesen Seiten hatte ich als einziges Anschreiben die Zeilen beigefügt:

Dear Sir or Madam / will you read my book / it took me years to write / will you take a look // it's based on a novel / by a man named Lear / and I need a job / so I want to be a paperback writer...

Das müsste doch reichen, dachte ich damals, so prominente Fürsprecher in meinem Rücken. Es reichte dann auch, und ich wurde ein paperback writer.

Je öfter ich in der Folge Frankfurt besuchte, desto besser verstand ich, dass dieses Zusammenspiel von Geist, Geld und Plastiktüte durchaus stimmig war. Es passte zum ewig Behelfsmäßigen, Unfertigen der Stadt, zum Zusammengestückelten, das sie bis heute auszeichnet und durch die neue Altstadt nicht etwa getilgt, sondern noch stärker sichtbar wird. Selbst die Skyline, aus der Ferne gesehen ein durchaus attraktives Wahrzeichen der Stadt, war letztendlich immer ein geglücktes Zufallsprodukt aus endloser Wurstelei und kurzfristigen wirtschaftlichen Entscheidungen, nicht etwa das Resultat von langfristiger Planung. Was immer schön ist

an Frankfurt am Main – es ist gleichsam trotzdem da, ein Ergebnis entweder des blinden Zufalls oder des glückhaften Überlebens. Morgen kann es schon wieder verschwunden sein, und an seine Stelle tritt entweder eine neue Hässlichkeit oder etwas überraschend Geglücktes. Doch auch das Geglückte ist hier gefährdet vom ersten Tag an.

4

Als wir in die Stadt Frankfurt zogen, waren gerade die ersten Bomben gefallen, erzählt Marie Luise Kaschnitz. Am Ende war von der Stadt nicht mehr viel übrig, und doch etwas, das man lieben konnte, das ich liebte: die ihres Verputzes entkleideten, in der Abendsonne rötlich glühenden Ziegelmauern, die durch die Ruinen bucklig führenden Trampelpfade, die Akazienschösslinge und Buschwindröschen, das Wiehern der Pferde in den verwilderten Gärten.

Als die Familie Učic mit ihrem drei Monate alten Sohn in die Stadt Frankfurt zog, direkt aus der böhmischen Kleinstadt Dobřany, die von 1939 bis 1945 *Wiesengrund* hieß, waren die letzten Bomben schon längst gefallen. Konnte keine Trauer sein, dafür war keine Zeit. Man sparte sich die Schrecken des Blicks zurück und baute auf, wie überall in den drei westlichen Zonen. Die Stadt Frankfurt aber bereitete sich darauf vor, der Regierungssitz des westdeutschen Staates zu werden, und schüttelte sich nur kurz, als das vereitelt wurde, in dem Bewusstsein, auch ohne Regierung die wahre Hauptstadt der Republik zu sein.

Als Wolf und ich jetzt an der Haltestelle Rothschildallee die Straßenbahn verließen und in der späten Mittagshitze durchs mir bis dahin unbekannte Frankfurter Nordend zur Rotlintstraße gingen, leuchteten in der frühen Nachmittagssonne nicht *rötlich glühend* die Mauerreste von Ruinen, sondern der rote Sandstein prachtvoller Häuser aus der Zeit um 1900, die, so stellte ich mir vor, allesamt unter Denkmalschutz standen. Es überraschte mich deshalb umso mehr, dass sich hinter der ebenfalls prachtvollen Fassade des Eckhauses mit der Nummer 103, in dem Wolf wohnte, mit zwei Giebeln und mit einem Uhrentürmchen, Sozialwohnungen verbargen. »Früher«, erzählte er, während wir die zahllosen Stufen in die dritte Etage hochstiegen, »von 1905 bis 1920, war dieses Haus ein Heim für Witwer, selbstverständlich auch für solche mit Kindern, heute würde man sie alleinerziehende Väter nennen. Solche Heime, natürlich auch für Witwen, gab es damals einige in Frankfurt. Hier im Haus hat sich eine Frankfurterin, die seit 1891 selbst Witwe war und erst später wieder heiratete, sehr stark engagiert, die Tochter eines Frankfurter Gelatinefabrikanten, eine der ersten Sozialpolitikerinnen in der Stadt, die bis 1954 gelebt hat und neunzig Jahre alt geworden ist. Sie war die erste Frau im Stadtrat von Frankfurt am Main, ehrenamtlich übrigens. Durch ihre zweifache Heirat trug sie ab 1916 den etwas unglücklichen Bindestrichnamen Meta Quarck-Hammerschlag. Von ihrem Amt als Stadträtin ist sie gleich im März 1933 von den Nazis suspendiert worden. Ich glaube, das ist Ehre genug, mehr als das Bundesverdienstkreuz, das sie 1952 bekommen hat.«